

Thurgauer Wald bekommt fixe Grenzen

AFELTRANGEN. Der Thurgau ist der Pionierkanton, wenn es um die Waldgrenze geht. War sie bisher überall dynamisch, wird sie nun statisch. Heute ist der Grosse Teil der rund 3500 Kilometer Waldrand im Thurgau fix. Voraussichtlich bis Ende Jahr sollen es alle Waldgrenzen ausserhalb der Bauzonen sein. Die Umstellung dazu ist einer Anpassung des eidgenössischen Waldgesetzes 2013 zu verdanken. Der Thurgau reagierte und führte als erster Schweizer Kanton eine statische Waldgrenze ein. «Die Vorteile der neuen, fixen Grenze überwiegen, und zwar für den Wald wie auch für die Landwirtschaft», sagt Kantonsforstingenieur Daniel Böhi.

Ein einziger Nachteil

Einerseits erhöhe die fixe Grenze die Rechtssicherheit für Wald- und Grundbesitzer. Denn zuvor hätten Flächenverluste bei Landwirten oftmals zu Einbusen bei Direktzahlungen geführt. Andererseits könne nun auf klar definierte und im Grundbuch eingetragene Grenzen verwiesen werden. «Dann müssen wir diese nicht mehr alle 15 Jahre vermessen, weil sich die Grenzen wieder etwas verschoben haben.»

Einzigster Nachteil: Die sichtbare Waldgrenze stimme zukünftig nicht unbedingt mit derjenigen im Grundbuch überein. Laut Böhi betrifft das allerdings nur kleine Abweichungen.

In 71 Gemeinden rechtskräftig

Bis zum heutigen Tag sind die statischen Waldgrenzen in 71 der 80 Thurgauer Gemeinden rechtskräftig. «Es sind noch etwa 20 Einsprachen pendent. Dort suchen wir noch eine gemeinsame Lösung», sagt Böhi. Das grosse Projekt stehe kurz vor dem Abschluss, und für Böhi ist klar: «Die statische Waldgrenze stärkt den Wald ganz klar.» Damit könne der Waldschutz weiterhin hochgehalten werden – «dann bleibt Wald weiterhin Wald». (sko)

Treffpunkt für Demenzkranke

ST. GALLEN. Am 25. August startet in der Stadt St. Gallen das Café TrotzDem. Der Treffpunkt richtet sich an Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen. Mit einem abwechslungsreichen Programm aus Kurzreferaten, Diskussionen, Singen und anderen Aktivitäten bietet das Café TrotzDem die Möglichkeit – trotz Demenz – in entspannter Atmosphäre Geselligkeit zu erleben, sich über Angebote zu informieren und gemütlich einen Kaffee zu trinken, wie es in einer Mittellung heisst.

In Kooperation mit der Alzheimervereinigung St. Gallen/Apenzell, der Fachstelle Demenz der Fachhochschule St. Gallen und dem Amt für Gesellschaftsfragen der Stadt St. Gallen findet jeweils am vierten Donnerstag im Monat von 14 bis 17 Uhr das Café TrotzDem im Hotel Dom in St. Gallen an der Webergasse 22 statt. Jedes Treffen hat einen anderen Themenschwerpunkt. Am ersten Café TrotzDem vom 25. August stellen die Initiatorinnen die Idee des Treffpunktes vor.

Das Café ist ein kostenloses Angebot, die Teilnehmenden kommen lediglich für ihre Konsumation auf. Sie gehen keinerlei Verpflichtungen ein, müssen sich nicht anmelden und entscheiden selbst, wie lange sie bleiben. (red.)

Mit dem Tandem zum neuen Job

Seit zehn Jahren bietet die St. Galler Stiftung Benevol für Stellensuchende das Mentoring-Programm Tandem an. Eine, die es jüngst absolviert hat, ist Sonja Wasmer-Bolliger. Zur Seite stand ihr ein ehemaliger Jugendanwalt.

CHRIS GILB

ST. GALLEN. Die gelernte Postangestellte Sonja Wasmer-Bolliger aus Rorschacherberg hatte mit ihren Anstellungen in den letzten Jahren nicht viel Glück. Gleich zweimal verlor sie ihre Stelle, weil das Unternehmen die Arbeiten ins Ausland verlagerte. «Als ich vor zehn Monaten wieder beim RAV stand und den gleichen Einführungskurs wie letztes Mal besuchen sollte, sagte ich mir, das bringt ja nichts, und ich fragte nach Alternativen», sagt Sonja Wasmer-Bolliger. Dabei wurde sie auf das Programm Tandem der St. Galler Stiftung Benevol aufmerksam gemacht. Seit 2006 können sich im Auftrag des Amtes für Wirtschaft und Arbeit beim RAV gemeldete Arbeitslose mit dem Mentoring-Programm bei der Stellensuche unterstützen lassen. Rund 66 Prozent der 1000 Personen, die bisher teilgenommen hatten, fanden während ihres Mentorings eine Anstellung. «Ich dachte, schaden kann es nicht, und hoffte, dass mein Mentor nicht erst 25 ist, sondern jemand, der meine Lebenserfahrung teilt.»

Glück und Erfahrungen teilen

Die Stiftung wählte nach einem ausführlichen Aufnahmegespräch den ehemaligen Jugendanwalt Thomas Angehrn aus St. Gallen für sie aus. Beide sind 59, das ist aber auch schon die einzige biographische Gemeinsamkeit. «Unseren rund 120 Mentoren, von denen die meisten noch im Berufsleben stehen, ist fast allen gemeinsam, dass sie über Führungserfahrung verfügen», sagt René Hüppi, Leiter des Tandem-Programms. Betreffend ihrer Motivation liessen sie sich aber in zwei Gruppen aufteilen: «Die erste Gruppe sind Personen, die selber schon arbeitslos waren, die Schwierigkeiten kennen und helfen wollen, diese anderen zu ersparen. Die zweite sind Menschen, die viel Glück im Leben hatten und etwas davon weitergeben möchten.» Zur zweiten Gruppe gehört Thomas Angehrn: «Ich habe Zeit und finde es spannend, mit Menschen zusammenzuarbeiten und vor allem ihre Geschichten zu hören.» Wasmer-Bolliger war seine zweite Klientin, die erste fand wäh-



Bilder: Benjamin Manser

Thomas Angehrn interessiert sich für Lebensgeschichten – Sonja Wasmer-Bolliger erzählte ihm die ihrige und fand einen neuen Job.

rend des Mentorings keine Anstellung. Denn auch wenn die Klientin oder der Klient nach vier Monaten noch keine Stelle gefunden hat, endet das Tandem. «Ich finde diese Vorgabe gut. Es besteht sonst die Gefahr, dass auf beiden Seiten die Effizienz nachlässt», sagt Angehrn.

Ohne Job die Struktur verloren

15mal traf er sich in den letzten Monaten mit der 59-Jährigen, zusätzlich korrespondierten sie regelmässig über Telefon und E-Mail. «Er war immer erreichbar», sagt sie. Dass die Treffen regelmässig stattfinden würden, spiele eine wichtige Rolle. Denn beim Mentoring gehe es auch darum, den Stellensuchenden Struktur und Halt zu geben, sagt Angehrn. «Ich habe kein klassisches Konzept, wie ich vorgehe, sondern versuche herauszufinden, welche Hilfe gebraucht wird.» Wie eine gute Bewerbung aussehen sollte, habe Sonja Wasmer-Bolliger schon gewusst, hin-

gegen habe es bei ihr etwas an Struktur und Selbstbewusstsein gemangelt. «Schon von meiner letzten Arbeitslosigkeit kannte ich die Gefahren, und trotzdem habe ich unbewusst wieder angefangen, länger zu schlafen und den Tag etwas schleifen zu lassen», sagt Wasmer-Bolliger. Dass Thomas Angehrn dies überhaupt bemerkt habe, sei für sie das Erfolgsgeheimnis des Programms Tandem. «Die Begleitung durch die Mentoren ist eng und sehr individuell.» Nicht grundlos sei



René Hüppi

Leiter des Tandem-Programms der Stiftung Benevol

das Programm nach dem Velo für zwei Personen benannt, sagt Programmleiter Hüppi. «Unsere Philosophie ist, dass Mentor und Teilnehmer lernen, gemeinsam einen Weg zurückzulegen und wissen, dass sie nur vorwärts kommen, wenn sie sich aufeinander einlassen.» Das Tandem Angehrn-Wasmer-Bolliger bezeichnet Hüppi als vorbildlich, auch weil es Höhen und Tiefen gemeistert hat.

«Irgendwann habe ich gemerkt, dass sie in einem Tief steckt. Sie hatte Absagen erhalten. Statt uns wie gewohnt in einer Beiz in St. Gallen zu treffen, gingen wir deshalb am See spazieren», sagt Angehrn. Danach habe seine Klientin auch regelmässig alleine solche Spaziergänge gemacht. «Diese haben für Bewegung in ihrem Leben gesorgt.»

Die meisten sind über 50

«Die meisten Klienten des Programms sind aus der Gruppe

50 plus», sagt Hüppi. Das Thema Arbeitslosigkeit im Alter sei heute grösser als das Thema Jugendarbeitslosigkeit, das noch zu Beginn des Programmes dominiert habe. Ein Vorteil von Sonja Wasmer-Bolliger sei gewesen, dass sie sich ab 40 regelmässig weitergebildet habe. Dass sei bei vielen nicht der Fall.

Nach dem vierten Bewerbungsgespräch und kurz vor Ablauf des Programms hatte Sonja Wasmer-Bolliger Erfolg. Seit Anfang des Monats arbeitet sie im Büro einer Security-Firma. «Der Unterschied zwischen der Hilfe durch einen Mentor und der Hilfe von Freunden bei der Stellensuche ist, dass Freunde oft sagen: Ich würde, wenn ich du wäre, dies oder das machen», sagt Sonja Wasmer-Bolliger. Der Mentor hingegen gebe einem aus der Distanz Tipps und weise auch mit der nötigen Härte darauf hin, wenn man sich verrannt habe. Genau dies habe sie gebraucht.

Der Kanton will die Nasen erhalten

Das Amt für Natur, Jagd und Fischerei des Kantons St. Gallen sorgt sich um die Nasen, die vom Aussterben bedroht sind. Mit dem Einsetzen von jungen Fischen im Binnenkanal in Rüthi und im Schluch in Lienz soll das Überleben gesichert werden.

CORINNE HANSELMANN

RÜTHI. Vorsichtig schöpft Marcel Zottele, kantonaler Fischereiaufseher des Rheintals und der Bodensee-Zuflüsse, mit einem Netz die jungen Nasen in einen Eimer. Sie haben den Transport von der Fischzucht nach Rüthi dank grosser Wassergefässe mit Sauerstoffzufuhr gut überstanden. Nun werden sie in den Rheintaler Binnenkanal bei Rüthi eingesetzt. «Die Jungfische brauchen ruhige Flachwasserzonen, wo sie auch bei allfälligem Hochwasser Schutz finden», erklärt Zottele. Dies ist dank der Renaturierung in diesem Abschnitt des Kanals gegeben. Zottele vergleicht die Wassertemperatur des Eimers mit der des Flusses und gleicht diese langsam an, bevor er die rund 15000 Fische in die Freiheit schwim-

men lässt. Sie bleiben eng beisammen. «Die Nasen sind ausgeprägte Schwarmfische», weiss der Fachmann. «Sie ernähren sich vorerst von Plankton, das sind wenige Mikrometer kleine Wasserorganismen, und von Kieselalgen.» Später weidet der Fisch vor allem Algen vom Flussgrund ab.

Tausende Jungfische eingesetzt

Früher schwammen die Nasenschwärme in vielen Gewässern der Region. Doch er ist selten geworden, der Fisch, der seinen Namen dem ungewöhnlich stumpf geformten Maul verdankt, mit dem er Algen von Steinen abweidet. Die Verbauung der Fließgewässer und die in den 1980er-Jahren oft verschmutzten Gewässer setzten den Beständen so arg zu, dass sich die Art in der Schweiz nicht

mehr erholen konnte und deshalb seit Jahren vom Aussterben bedroht ist. Dagegen unternimmt das Amt für Natur, Jagd und Fischerei des Kantons St. Gallen etwas. Zum wiederholten Mal wurden Tausende von Jungfischen in den Rheintaler

Binnenkanal bei Rüthi und im Schluch bei Lienz eingesetzt.

Dank Renaturierungen bieten sich dort gute Lebensräume für die Nase. Das Ziel: Die Art soll erhalten bleiben und möglichst wieder eine eigenständige Population bilden, die ohne Unter-

stützung durch den Menschen weiterbestehen kann. Doch das Projekt benötigt Zeit und Geduld. Der ausgeprägte Wanderfisch laicht erst im Alter von fünf bis sieben Jahren.

Genetische Unterschiede

In der Ostschweiz gibt es zwei genetisch verschiedene Nasenpopulationen. «Oberhalb des Rheinfalls, also auch im Bodensee und im Rheintal, lebt die sogenannte Bodensee-Nase. Unterhalb des Rheinfalls und in den dortigen Zuflüssen ist es die Rhein-Nase», sagt Zottele. Deshalb sei es wichtig, dass auch die Eier für die Zucht der Jungfische von heimischen Fischen stammen. Die nun eingesetzten Fische wurden aus Eiern von Nasen aus dem Alpenrhein-Einzugsgebiet gewonnen und erbrütet.



Bild: Urs Bucher

Die Nase ist seit 2007 eine in der Schweiz geschützte Fischart.